Glück und Segen.

Roman von A. von Gersdorff.

(3. Fortsetzung.)

„Ja — Herr Pastor, da war es Zeit! Da waren die Töchter noch jung, noch im Werden und Wachsen. Wär's da gekommen! Aber jetzt? — Wofür das viele Geld? Mich ängstigt es, mir graut davor . . . Wir waren ja zufrieden — waren ganz glücklich. Wir hatten unser Auskommen, hatten unsere Arbeit. Tätig waren wir den ganzen Tag, und des Abends gab's noch so viel zu erzählen — so oft Gutes und Liebes. Wir haben nichts entbehrt. Selbst ich Alte war befriedigt bei meiner notwendigen Arbeit — weil ich den Töchtern wirtschaften half, die gut genug bezahlt wurden. Alle Sonnabende, wenn ich das Geld für meine Häkelarbeit bekam, war ich so glücklich und stolz: ich konnte noch mein tägliches Brot erwerben! Ich war nützlich! . . . Und die Töchter taten ebenso, jede in ihrer Art, nach ihren Gaben. — Und nun? Ja, nun können wir die Hände in den Schoß legen — wozu noch arbeiten? Nun können wir müßig gehen — genießen! Aber das verstehen wir gar nicht mehr . . . wie sollen wir das machen? Ich bin alt. Ich falle zusammen, wenn der Stab notwendiger Arbeit mich nicht aufrecht hält."

Dann begann sie wieder zu sinnen, zu grübeln über Vergangenes und fuhr dann leise zu klagen fort: „Noch vor fünf Jahren — ja, auch dann noch — wär's ein rechtes Glück gewesen. Als mein guter Seliger sterben mußte, weil wir das Geld nicht aufbringen konnten, um ihm die Kur zu verschaffen, die sein Leben hätte retten können! Die Töchter waren noch jung und wären tüchtige Frauen, gute Mütter geworden; in ihren Kreisen gibt es kleine Männer, die ganz ohne Mitgift heiraten können. — Aber jetzt? Tausend Mark gewonnen, ja — das wäre noch ein Glück gewesen, doch wo denkt man denn gleich an das große Los?! Ach . . . ach . . . . ich ängstige mich."

Und die alte, schwache Frau brach in einen Strom von Tränen aus — sie, die seit langem schon geduldig ihren stillen Arbeitsweg gegangen war, allzeit dankbar und zufrieden; die niemals in ihres schlichten Wesens Tiefe erschüttert worden, die still beglückt war, daß die Töchter auch so dachten und an Leib und Seele fest und aufrecht standen. Und erschrocken, fassungslos ob des jäh hereingestürzten Glückes, weinten die alten Mädchen neben ihr.

Lina, die Aelteste, deren Scheitel auch schon grau war und deren einstige Lieblichkeit nunmehr ein Schatten, drängte die Schwestern von ihr fort und hielt die dürftige Gestalt fest in den Armen.

„Ja — ja — Muttelchen, du hast recht! Hast recht, wie immer! Was sollen wir damit machen?! Der Herr Pastor soll es nehmen, das viele Geld und den Armen geben. Wir sind nicht arm — wir sind reich auch ohne das! Wir sind glücklich. Jeder Tag hat uns tausend kleine Freuden beschert — und unsere Mutter weint. Was soll denn nun das viele Geld, wenn unsere Mutter weint?!" rief sie mit einem Pathos, daß der geistliche Herr, dem jede Ueberschwenglichkeit eine Pein war, mißbilligend das weiße Haupt schüttelte. Ernst verwies er ihr die Undankbarkeit, riet aber auch, die alte, so tief erregte Frau zur Ruhe in ihr Heim zu bringen, damit ihr die ungewohnte, überraschende Aufregung nicht schade bei ihren siebzig Jahren.

Sich schnell verabschiedend umfaßte die Tochter in heißer, banger Sorge die Greisin und führte sie nach unten in ihr Heim. Stillweinend drückten sie sich untereinander an die Brust. In diesen Tagen des Glücks und der Angst sahen sie zum ersten Mal das hohe Alter der Mutter mit Bangen und bedachten, wie kurz vielleicht noch das Beieinander war. Die Mutter war gesund gewesen bisher. Ihr ruhiges Leben, ihre ruhige Arbeit hielten sie aufrecht. Nun kam jäh der große Umschwung in ihr friedvolles Leben; wie würde das auf die Hochbetagte wirken?

Ja, die Stillgenügsamen, die Schattenblüher senken kraftlos die Häupter, wenn die grelle Sonne des Glücks über sie fällt . . .

In seltsamer Stimmung befand man sich jetzt im ganzen Gartenhause. Die Jungen übererregt, fieberhaft lustig, dem grellen Sonnenschein des Glückes weit die Herzen öffnend; die Alten still, verstummt und bedrückt — kaum fassend, ob es denn ein Glück oder Unglück war, was so betäubend über sie hereinstürzte. Wie immer, wenn sich krasse Glücksfälle ereignen, lösten sie gegensätzliche, widerstreitende Gefühle in den Menschenherzen aus: Schreck und Bestürzung — Ueberschwang und Freude — Tränen, Beten, Seufzen bei den einen; Jubel, Lachen, laute Lustigkeit bei den anderen. Nur vermochte keiner sein Denken von der Gipfelhöhe seines Glückes abzuwenden; sie waren alle wie hypnotisiert.

Rembrandt, der Vater, war der ruhigste. Mit Not und viel versagten Wünschen hatte er nicht zu rechnen gehabt wie die anderen Teilnehmer an dem Lose 13,216. Der unsäglich geliebten Gattin Freude machen, das war seine Freude. Er wußte wohl, was sie heimlich begehrte, wußte auch mit tiefen Schmerzen, daß nicht ihr Herz ihn einst gewählt hatte, daß es nur eine immerhin recht gute wirtschaftliche Position war, was sie einst sich für den sehr viel Aelteren mit dem unscheinbaren Aeußeren entscheiden hatte lassen. — Nun wollte er ihr den Herzenswunsch endlich erfüllen, nicht ungern sah er dabei die hohe Einlage in sein Geschäft, und der Gedanke tauchte in ihm auf, sich davon zurückzuziehen, es dem wohlgearteten, kaufmännisch begabten Sohne schon jetzt zu übergeben. Er selbst würde jetzt seinen bisher durchaus streng unterdrückten Neigungen für allerhand Sport nachgeben: es konnte ein feines Leben werden. Lebhaft, wenn auch nicht sonderlich erregt, lachte und scherzte er in seiner feinen, witzigen Art mit seiner schönen Gattin, die heut in der grünschottischen, schweren Seide, mit dem smaragdgrünen Samtband im wohlfrisierten blonden Haar so besonders gut aussah. Dabei warf er ihr Blicke so leuchtender Bewunderung zu, daß sie errötete wie eine Braut. Wie eine stumme Verheißung schienen sie ihr, daß ihr stilles Sehnen erfüllt würde; es war ihr, als wäre sie schon die Besitzerin einer Villa, die gerade zu sehr billigem Verkaufe stand.

Und Frau Anne-Marie, die brave Hausverwalterin? So viel Geld in ihrer bescheidenen Portierwohnung — in die kleine Küche mit der alten Kuckucksuhr und Moorchen; zum Lachen war's! Aber nett war's doch, und der's geschenkt hatte — der große Gott da oben — der würde auch den Weg weisen, auf dem sie's ihm danken sollte . . . Und sie vergaß nicht darüber, Herrn Scheinbauer zu fragen, ob sie nicht dem armen Schuster im Keller des Vorderhauses diesmal noch die Miete stunden dürfte; wo ihn die Krankheit der Frau so viel gekostet hatte, die doch gestorben war und ihn schier verzweifelt zurückgelassen hatte mit den drei kleinen Göhren! Er nickte und fand nicht ungeschickt den Weg, seine heimliche Flamme um ihre Meinung zu fragen, und die glückliche Hermine, deren brennendes Herz an Manfred Rennbrandt hing, sprach begeistert für Unterstützung des Schusters und seiner entzückenden Kinderchen, denn sie war sehr „tinderlieb". Wie hätte sie ihr gutes Herz auch dem Unglück verschließen können, jetzt, wo sie mit tausend seligen Hoffnungen an das Riesenkapital dachte, das ihre und Manfreds baldige Ehe ermöglichen würde! — — — — —

Kaufmann Rennbrandt saß in seinem „Kontor", das nicht viel größer war als ein großer Vogelbauer. Heute war der Erste und mancherlei Zahlungen zu machen: Miete, Haushaltungsgelder — kurz, der übliche Tag, an dem er sich sagte: Tue Geld in deinen Beutel. Ein großer Tag, der ihn immer in sehr ernste Stimmung brachte, wenn auch nie bisher in schlechte Laune. Dem Manne ging jeder kleinliche Zug ab. Aber heute, am zweiten Tage nach dem Sonnabend des „Glückes", schien aus dem festverschlossenen Kammerwinkel, den auch er in seinem Herzen den unguten Gefühlen einräumen mußte, eine trübe Dunstwolke lange, lange aufgespeicherten üblen Humors aufzusteigen. Immer wieder zündete er eine neue Zigarre an, legte sie beim unwirschen Sprechen irgendwohin und vergaß sie dort, wo sie kleine, sehr unangenehme Schäden anrichtete, während er wieder eine neue anzünden mußte.

Er konnte sich nicht besinnen, je so mißgestimmt gewesen zu sein wie heute. Die Frau hatte im strahlenden Glauben an den großen Gewinn, der so ganz ohne Mühen ihnen in den Schoß gefallen war, einen von ihm schwer getadelten Schritt höchst unweiblicher Selbstherrlichkeit getan. Sie hatte den Leuten in der Villa einen Besuch gemacht, dabei von ihrem ungeheuren Glück erzählt und dann nach dem Kaufpreis des Landsitzes gefragt, der sofort außerordentlich in die Höhe stieg. Bei all ihren guten Eigenschaften war sie zum ersten Male sehr unklug und recht eitel gewesen, hatte keinen rechten Begriff von viel und wenig bei Geldangelegenheiten gezeigt, geradezu verblendet von ihrem Dusel, wie sie war. — Eben hatte sie den Gatten verlassen.

Zum ersten Male war ein recht heftiger Wortwechsel aus dem Privatkontor zu dem Personal in den Laden gedrungen; die Frau Prinzipalin hatte von dem allzeit Nachsichtigen eine scharfe Zurechtweisung erfahren! Bis dann Frau Rennbrandt mit deutlichen Tränenspuren, ohne jeden Gruß, den sie sonst so freundlich allen schenkte, den Laden passierte, wobei sie die anwesenden Kunden geradezu hochmütig angesehen hatte. Meinte sie doch alles Recht zu haben, sich als Frau Rentier — als Villenbesitzerin zu fühlen, nach dem Benehmen, nach den halben Worten und scherzenden Zusagen des Mannes am Abend des Glückstages. Und wenn er jetzt auch starrköpfig war, mit der Zeit würde der schon klein beigeben . .

Mit bitterem Schmerz war sich ihr Mann zum erstenmal seit lang verflossenen Jugendtagen bewußt geworden, wie wenig er um seiner selbst willen geliebt wurde: ein scharfer Kreuzriß war in die sanft verhüllenden Schleier ihrer gegenseitigen Schonung gekommen, durch die seine gütigen Augen einen schmerzlichen, betroffenen Blick in ein kaltes Herz taten.

Ja . . . und dann war sein Sohn gekommen. Sein Einziger, seine Herzensfreude! Der wohlerzogene, gutgeartete Erbe seiner Arbeit, den ihm die heißgeliebte Frau an der Grenze seines Mannesalters noch geschenkt, sein Stolz, die ganze Hoffnung seiner Zukunft! Begabt, talentiert für den Kaufmannsberuf, ein tüchtiger Rechner und Organisator, dabei firmer Jurist. Ja, der — der stattliche, hübsche Einjährig-Freiwillige hatte ihm die böse Ueberraschung gebracht, daß er — umsatteln wollte! Infolge des bedeutenden Vermögenszuwachses, mit dem ja doch gar nicht im Geschäft hätte gerechnet werden können, der also für unberechnete Ausgaben verwendet werden durfte, wolle er dem Vater seinen Herzenswunsch unterbreiten, jetzt wo er am Kreuzwege der Entscheidungen stand, wo alle Bedingungen die denkbar günstigsten waren. Den Kaufmann möchte er an den Nagel hängen, um in dem stolzen, vornehmen Regiment, wo man ihm die Sache so außerordentlich nahegelegt, daß seine Wahl gar keine Frage sei, Offiziersaspirant zu werden! Dann hatte er noch hinzugefügt, daß der Vater dazu selbst auch umsatteln müsse, d. h. nicht mehr Kaufmann im offenen Laden bleiben dürfe, sondern er sollte nach dem Wunsche der einsichtsvollen Mutter Rentier und Villenbesitzer werden! Denn einen „Heringsbändiger und Käsehändler", der jeder Waschfrau für zehn Pfennig Schweizer und einen Matjeshering eigenhändig in Papier wickelte, wie er das leider öfters bei ihm gesehen, könne er als Offizier eines Elite-Regiments natürlich nicht seinen Vater nennen. Er wollte wahrhaftig nicht kränken, nicht unkindisch sein, aber der Vater stelle sich gar zu schroff gegen ihn, hatte er sich entschuldigt. Zusammengezuckt war der alte, grauhaarige Mann, wie unter einem Stich ins Herz, als der Sohn mit den zynischen Ausdrücken sein ehrliches Gewerbe, das ihn zum wohlhabenden Manne gemacht, herunterzog.

„Wie darfst du wagen, Manfred! — Was ist in dich gefahren?" hatte er ihn zornbebend gefragt, und der Jüngling war dunkelrot aufgesprungen und hatte scharfe Stellung genommen für seine Zukunftspläne. Früher war es Unvernunft gewesen, davon überhaupt zu reden, was er sich wünschte als Lebensberuf. Aber jetzt . . . wo so ganz unerwartet ein hohes Kapital eingelegt worden war. — Mußte das denn so schnell wie möglich zum Tempel hinausgejagt werden? Hatte der Vater sehr zornig geantwortet. Und dann, alle ruhige Selbstbesinnung verlierend, hatte er das rasche Wort herausgestoßen: „Geh und komm mir nicht vor die Augen, ehe der vermaledeite Hochmutsteufel wieder aus dir herausgefahren ist!"

Und als die Türe ziemlich vehement ins Schloß gefahren war, da hatte er die gefurchte Stirn in die Hand gelegt, und zwei schwere Tropfen waren heiß über seine hageren Wangen gerollt, hinunter auf die rotangestrichene Rechnung des verwitweten Schusters; welch roter Strich bedeutete, daß sie als bezahlt zu buchen sei, aber nicht zu schicken. Ach — das schmutzige Geld — das unverdiente, das Almosen des Teufels — das hatte wie mit einem unsauberen Fingerdruck seines Kindes weiche, warme Seele berührt und ihm verraten, daß dieser Seele eben die Edelhärte fehle, die dem Druck unreiner Berührung standhielt. Und diese Entdeckung hatte den Vater mit heimlicher Aufwallung von Groll erfüllt gegen den Willen Gottes, der ihn das große Los gewinnen ließ. Was würde er damit wohl alles gewonnen haben? — Zunächst nur zwei sehr wehe Entdeckungen, ach, einen Schmerz, der imstande war, ihm diese beiden bitteren Tränen zu erpressen. Was nun weiter? Wo war das strahlende Glücksgefühl vom gestrigen Tage hin, den sie fröhlich im Grunewald verbracht hatten — sie drei allein? Da wußte keins von des andern heimlichen Gedanken; die hatten sich Mutter und Sohn zum Montag aufgesport, ganz unbewußt, daß es keine erfreulichen für den Vater waren, und daß sie Folgegedanken haben würden, die sie nie und nimmer in sich gesucht hätten.

Der Kaufmann ging spät heim, später als er sonst pflegte, am Zahltage. Er dachte nicht daran, daß sein Sohn und seine Frau stets mit dem Essen auf ihn warteten, und daß er sonst immer dieser Höflichkeit mit der größtmöglichen Pünktlichkeit entgegenkam. Auch nicht, wie heiter dann wohl das Mahl zu dreien wurde, wenn er gelegentlich, und wenn der Monatsabschluß einmal ganz besonders gut ausgefallen war, eine Flasche französischen Sekt aus dem Geschäft mitbrachte, um das angenehme Ereignis unter Scherzen zu begießen.

Auf dem Tisch lag ein Zettel von der Hand seiner Frau, der besagte, daß sie fast eineinhalb Stunden gewartet und rasch einen Bissen genossen hätten, weil Manfred zu sieben Uhr bei einem Herrn seines Regiments eingeladen sei, der hier auf Urlaub war. Er möge verzeihen, alles sei ja für ihn bereitet, und diesmal allein speisen; sie sei hinüber zu Lieblings, sich nach der alten Dame zu erkundigen. Solche Ueberraschungen — seien's auch glückliche — wären für so alte Leute nicht immer gerade gesund.

Zum erstenmal saß er allein und stumm bei Tisch . . . Mit finsterer Stirn ob des kleinen, unbedeutenden Zwischenfalles, der ihn sonst wenig berührt hätte, saß er da, aß wenig, trank nur hastig, ganz gegen seine Gewohnheit eine halbe Flasche ziemlich schweren Rotweins; fand, daß seine Stimmung sich hebe danach, und ließ sich eine zweite kommen. „Hoho," dachte er dabei mit stillem Lächeln, „das ist so die Folge von dem Glück, bei dem kein Segen sein soll; eine Teufelsfalle ist es, wie unser lieber Pastor sagt. Schlußbild: „Der stille Trinker!" Nein, meine gute Elisabeth, mein alter, großer Junge, der Frieden soll uns das Glück nicht aus dem Hause jagen!" . . . Stand energisch auf, nahm Hut und Stock, kaufte beim Portier des Nebenhauses, der auch Gärtner war, einen Rosenstrauß, den er einer Flasche stärkenden Rotspons um den Hals band, und ging damit ebenfalls zu Frau Liebling hinüber. Aber er fand seine Frau nicht mehr dort — sie war schon längst in die Stadt gefahren. Der alten Frau Liebling ging es nicht besonders. Lina hatte verweinte Augen. „Muttelchen hat die Nacht ein wenig gefiebert, so viel vom verstorbenen Vater gesprochen, und er solle doch nun endlich etwas für seine Gesundheit tun, sie wäre ja nun so reich.

Zum erstenmal hatte er das gute, alte Mädchen verzagt gesehen. Und das gerade jetzt, so mitten im Glück! Ihm fiel ein, daß die sich ja das Fläschchen Rotwein sicher schon selbst gekauft hätten, das war ja nicht mehr wie früher. Ohne rechte Gedenksfreude hatte er seine Flasche überreicht. Ja — alles war anders, in wenigen Stunden eigentlich war alles ganz anders geworden — wie nach einer Feuerbrunst oder einem Todesfall . .

Beklommen war er gegangen. Und wie er wieder auf den Flur hinaustrat, war der Himmel schwarz bezogen, ein fahler Blitz zischte durch die schönen, alten Linden bei der Kaiser-Wilhelm-Büste, und wie dumpfes Zürnen klang ihm das ferne Grollen des Donners. Das Wetter mußte schon nah sein — die Luft war dick, und schwer legte sich ihm die Schwüle auf die Brust. Es quälte ihn, wo seine Frau war . . . Gehörte es doch zu den größten Seltenheiten, daß sie am Ersten des Monats nicht zu Hause war, denn da hatte auch sie ihren Lohn- und Zahltag im Haushalt.

Manfred hatte den Regimentskameraden in dem vereinbarten Restaurant getroffen und ihn zu Sekt und Rehrücken eingeladen, um das große Glück zu feiern. Er ließ in verzeihlicher Renommagge eine noch viel größere Summe vermuten, die er speziell gewonnen habe. Recht häßlich war der Blick des blanken Neides, mit dem der junge Kamerad Manfred gratulierte: „Ja, ja," scherzte er bitter, „wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. Ein armer Teufel wie ich, der kann lange spielen, ehe er auch nur ein paar Mark gewinnt. Und wo Sie doch schon reich genug sind, Rennbrandt! Recht ungerecht vom Schicksal!"

„Ach, meine Eltern spielen das Los nun schon seit vielen Jahren, so lang wie ich lebe, und hat sie doch auch immer genug gekostet!" gestand er nun beinahe entschuldigend. „Spielen Sie denn überhaupt, lieber Sandersee?" hatte er dann beschwichtigend hinzugefügt.

„Wüßte nicht, woher immer das Goldstück nehmen", war die mit einem höhnischen Lachen begleitete Antwort.

Manfred, den Großherzigen, verleitete dann der junge Walter von Sandersee zu einer kleinen Wette, von der er ziemlich genau wußte, daß er sie gewinnen würde; prompt schickte ihm Rennbrandt am andern Tage ein Zehntel-Los der Preußischen Klassenlotterie und eine kostbare silberne Zigarettendose, zur Erinnerung an den „Glückstag", den er ihm auch hiermit wünsche. Daß es nur ein Zehntel-Los war, fand Sandersee von dem reichen Protzen „ruppig", und das geschmacklose Etui verkaufte er umgehend weiter. Die gewonnenen hundert Mark waren ihm in bar lieber gewesen.

Aber am vorhergehenden Tage hatte er ihm bei dem opulenten Seitdiner eine Menge schmeichelhafter Dinge gesagt, und daß er unter allen Umständen sich zur Wahl stellen solle, er würde ihn schon durch seinen Onkel, der „großartige Beziehungen" hätte, protegieren lassen.

Ihm selbst lag nicht wenig daran, den „Jüngling vom Heringsfaß" mit dem großen Portemonnaie und der freigebigen Hand als Herzensfreund in seine Nähe zu bekommen; hielt er ihn doch für viel reicher, als er war. Auf die Offizierswahl konnte er freilich keinen Einfluß nehmen, denn die „großartigen Beziehungen seines Onkels" waren nur eine nette Eingebung seiner stets tätigen Phantasie. Er hoffte jedoch, daß es auch so gehen würde und Rennbrandt, der „Glücksvogel", vielleicht eine seiner geistig und körperlich recht reizlosen Schwestern zur Gattin begehrte, wenn der erst Offizier wäre. Er konnte deshalb kaum eine hämische Bemerkung unterdrücken, als er zu seiner peinlichsten Ueberraschung von Manfred erfuhr, daß er bereits glücklicher Bräutigam des schönsten, liebreizendsten Mädchens sei. Mit lauerndem Behagen ließ sich der junge Baron die näheren Umstände und Verhältnisse dieser Schönheit erzählen, und des andern Mund floß über, in dem, wes sein Herz voll war.

Auf schlauen Umwegen erfuhr der neue Freund alles, alles von ihm. War es doch so wunderbar und solch eine Lust, das große Liebesglück nun auch in ein edles Freundesherz auszugießen! Zuletzt erzählte er auch noch nebenbei, daß die Geliebte ja nun auch „reich" war; er selbst legte diesem Umstand keine Bedeutung bei, aber Sandersee saß ganz sprachlos da und nannte solch Glücksloos ganz „klotzig". Wenn nur der verteufelte Haken nicht gewesen wäre, daß der Rennbrandt, wenn er Offizier werden wollte, unmöglich die Tochter eines ehemaligen Stubenmalers den Regimentsdamen bringen konnte! Denn das stand doch ganz fest, daß der gute Mann, den er sich als Schwiegervater wünschte, ganz unmöglich war in dem Regiment! Nein, wenn er die heiraten wollte, dann solle er nur Heringsbändiger bleiben und sein „Alter" auch. Dazu brauchten sie nicht umzusatteln. Bei sich überlegte er aber in Eile, ob denn nicht ein Scheidungsweg zu finden wäre, das wunderschöne Mädchen, das auch noch Geld hatte, selbst zu ergattern, sei es nun als Frau oder als Freundin. Und hat mit liebenswürdigstem Lächeln, der jungen Dame gelegentlich doch einmal vorgestellt zu werden, was Manfred voll Stolz auf seine Beziehungen zu beiden lebhaft zusagte. Er schlug eine kleine, köstliche Landpartie im Automobil für einen Nachmittag vor. Er bezahlte natürlich für alle. Spöttisch und sehr amüsiert fragte Herr von Sandersee so nebenher, ob denn die „kleine Dame" so rasch mit ihnen beiden losgondeln dürfe, kein Anstandswauwau, keine gräßliche alte Schwiegermutter oder Tante bei sich haben müsse, wie das leider die langweiligen Sitten seiner Familie immer forderten. Und ob sie in so netter Weise dem Bräutigam die Bezahlung ihrer Vergnügungen erlauben würde. „Warum denn nicht?" hatte Manfred ganz erstaunt gefragt und den Spott und Tadel in des Freundes Aeußerungen nicht bemerkt. Er wurde immer vergnügter und offenherziger, der gute Manfred, ahnungslos, daß die Gewohnheiten Sandersees andere waren, als die seiner alles harmlos und natürlich auffassenden Kreise.

„Na," dachte der junge Leichtfuß Sandersee, der sich ebenfalls von dem Freunde allerlei Kleinigkeiten spenden ließ und sich mit der schönen Idee trug, ihn um eine Kleinigkeit von tausend Mark anzupumpen, „na, rein ins Regiment wird man ihn ja wohl kriegen und — raus auch wieder. Dann kann er wieder Heringe einsalzen. Denn was dann von dem Reichtum und dem großen Los noch übrig sein wird, ess' ich auf einem Butterbrot auf!"

Ja — die Aussichten, die der Glückstag eröffnete, waren keine glänzenden!

Spät erst, als das Souper ein Ende hatte und der andere Morgen dämmerte, war Manfred in einem Auto nach Wilmersdorf gefahren, nachdem er vorher noch mit Lokalen der Residenz flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte, die zu besuchen ihm in seinen solid bürgerlichen und zugleich abhängigen Verhältnissen nie eingefallen wäre. Sein guter Vater hatte ihm in der Stunde des Glückes einen Scheck auf eintausend Mark in die Hand gedrückt; das kam ihm jetzt zupaß. Mit schwerem Kopf und erleichtertem Portemonnaie kam er vor Tau und Tag nach Hause.

Der achttägige Urlaub, den Manfred anläßlich des Geburtstages seiner Mutter bekam, war, am andern Abend zu Ende, und morgen früh hatte er sich in seiner Garnison wieder zu melden.

Sehr spät am Tage erhob er sich und sah, ungewohnt der nächtlichen Vergnügungsstrapazen, sehr elend aus. Die Mutter erschrak, denn sie hielt ihn für krank. Sein Vater aber machte ihm sehr schwere Vorwürfe, die erst milder wurden, als er ihm von seinem Freunde, dem Baron von Sandersee, erzählte, dem er den Gefallen einer kleinen Bummelei nicht gut abschlagen konnte. Allmählich versöhnten sich Vater und Sohn, und Manfred hütete sich wohl, seinen Plan, Offizier zu werden, wieder zu berühren. Kam Zeit, kam Rat. Der alte Rennbrandt warnte ihn dann nur, sich nicht in Schulden einzulassen oder sich zu irgendwelchen Wechselunterschriften zu verstehen. Dafür käme er unter keinen Umständen auf und wolle in der Geschäftswelt nimmermehr seinen Namen auf einem Wechsel kursieren sehen. Was er seinen Kameraden an Bargeld borgen wolle, überlasse er ihm. Unter Freunden und Kameraden müsse man sich helfen und sich solchem Dienste nicht entziehen, aber freilich, von ihm, dem Vater, dürfe er nicht auf Ersatz rechnen. Das sei sein eigenes Risiko.

Manfred, dem es keineswegs an richtiger Lebensauffassung fehlte, kannte seinen Vater und wußte: der hielt sein Wort. Ihm war am andern Tage nicht mehr so überselig zumute. Der gestrige Tag hatte ihn eine erschreckend hohe Summe gekostet. In einem Lokal hatte er hundert Mark allein für Sekt ausgegeben, da ihm Sandersee die Verpflichtung dazu nahe legte, weil sich eine kleine Künstlergesellschaft dort rasch zu den beiden Herren gefunden hatte. Nur in einen gewissen Sumpf trat er nicht. Der Gedanke an Hermine lebte rein und unverletzbar in seinem jungen Herzen und bewahrte ihn vor niedrigen weiblichen Elementen.

Der Rausch des Glückes war eben ein Rausch und hatte wie jeder Rausch die gaukelhafte Vorspiegelung falscher Tatsachen und die feuerwerkartige Natur an sich: hoch hinauf in schwindelhafte Höhe, die echte und falsche Sterne kaum voneinander unterscheiden ließ, und jäh in Nacht und Nichts verschwinden; verpuffend mit sehr viel Lärm, sehr vielem Glanz, ohne von irgendwo einen festen Kern von all der Lust zurückzulassen. Ja. Es war eine große Summe mehr auf Zinsen. Aber das tägliche Leben und seine Freuden und Leiden blieben für die, welche ohnehin wohlhabend genug waren, dieselben. Sie nahmen Beschäftigung und Ruhezeit des Berufs wieder auf, und alles ging seinen gewohnten Gang.

Nach jedem Rausch folgt aber mit Naturwendigkeit der Katzenjammer. Manfreds Kopf schmerzte, und er schämte sich der unnötig verpufften Summe, von der sonst ein anderer eine große Freude hätte haben können. Was hatte er wohl von dem Vergnügen fremder Leute, die gestern seinen teuer bezahlten, echt französischen Sekt in ihre Kehlen hinuntergossen? Die hatten ihm nicht einmal gedankt, denn sie wußten gar nicht, wer bezahlt hatte! Ernüchtert dachte er, welch schönen Türkisring er für sein Lieb um die verpraßte Summe hätte kaufen können. Ja, der war ungekauft geblieben, und wenn er heute zu ihr ging ohne ihn, dann hatte er sich einer ganz großen Freude beraubt, einer echten Freude. Deshalb raste er wieder mit dem Auto in die Stadt und kaufte den schönsten Ring, den er bekommen konnte. Er bezahlte ihn so hoch, daß er sich tatsächlich in der Garnison würde einschränken müssen. Das aber wäre absurd und würde mit Recht den Spott der Kameraden hervorrufen, denen Sandersee natürlich den Glücksfall berichten würde. Und — o lächerliche Folge des großen Losgewinnes, des in den Schoß gefallenen Reichtums! — er dachte sorgenvoll an die Notwendigkeit, sich irgendwo selbst Geld zu borgen! Zum erstenmal im Leben trat die Geldnot jetzt an ihn heran, denn er wußte eigentlich niemand, den er darum angehen konnte, als seinen Vater, und der hätte ihn nicht für recht bei Sinnen gehalten.

Unglücklich war er natürlich nicht, aber verdrießlich. Am Nachmittag wollten sie die Landpartie machen. Und er hatte übernommen, alles zu bezahlen — hatte Sandersee das Arrangement überlassen, dessen Kosten er doch nicht beschränken konnte. Sein ganzes Renommee wäre hin gewesen! — Wer den armen Manfred hätte in seinem Auto dahinbrausen sehen, in dieser milden Haltung, mit dem unglücklichen Gesicht, blaß, mit umschatteten Augen, kaum die matte Hand zum Gruß hebend — der hätte kaum gedacht, daß der feine, junge Herr das große Los der Preußischen Klassenlotterie gewonnen hatte!

Auf dem Rückwege als der Ring, in herrlicher Schönheit funkelnd, in seinen Etui steckte, wurde ihm wohler. Und als er ihn mit dem Bolzen Küchlein des reichen Mannes, dem solch ein Kreuz eine Kleinigkeit war, dem geliebten Mädchen um den zierlichen Finger steckte, als sie selig in seinen Armen lag, da dachte er doch wieder in der richtigen, Großes-Los-Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Gemütlich. Student: „Ach, Amalie, pumpen Sie mir etwas Mammon, ich möchte Ihnen die Zeche nicht schuldig bleiben!"

Für die Küche.

Reisspeise mit Schlagsahne und Früchten. Man kocht 6 Unzen gut gespülten, mit siedendem Wasser gebrühten abgetropften Reis mit Milch, Zucker und Vanille körnig-weich, stellt ihn zum Erkalten und mischt, wenn er ziemlich erkaltet ist, ½ Pint steifgeschlagene Sahne dazwischen. Von diesem Reis legt man eine Schicht in eine mit kaltem Wasser gespülte Glasschüssel, gibt darauf eine Schicht Aprikosen-Marmelade, dann wieder Reis, darauf eine Schicht Himbeer-Marmelade, wieder Reis, darauf eine Schicht abgetropfte eingemachte Kirschen oder irgendeine andere Marmelade. Das Obstmus kann auch in allen Schichten gleich sein.

Nudelplatz mit Petersilie. Man kocht ½ Pfund mitteleine, in Stücke zerbrochene Bandnudeln in Salzwasser gar, läßt sie abtropfen und mischt geriebenen Käse und gehackte Petersilie darunter. Auf der Pfanne läßt man halb Schmalz, halb Butter heiß werden, streut recht gleichmäßig geriebene Semmel darüber, gibt von der Masse hinein (bis 1 Zoll hoch), läßt den Platz auf der Unterseite gelb backen, schiebt ihn auf einen Teller, gibt etwas Fett oder Butter und geriebene Semmel auf die Pfanne, läßt den Platz mit der noch ungebackenen Seite hineingleiten und bäckt ihn fertig. Man kann zwei bis drei flache Kuchen aus der Masse backen, je nach der Größe.

Kleine Krautköpfchen. Aus Rindfleisch und Schweinefleisch zu gleichen Teilen bereitet man auf bekannte Weise eine lockere Farce, aus der man kleine Bällchen in Größe einer mittleren Kartoffel formt. Von Wirsingkohl löst man die guten, großen Blätter ab, brüht sie mit heißem Wasser und wickelt in jedes Blatt ein Fleischbällchen gut ein. Man brät 1½ Unzen Speckwürfel aus, gibt ein eigroßes Stück Butter dazu, brät die Krautköpfchen darin durch, gibt leichte Fleischbrühe darüber und schmort sie weich. Die Brühe wird mit brauner Mehlschwitze gebunden, mit Tomatenbrei versetzt und über die Krautköpfchen gefüllt.

Grießsuppe mit Kraut. Ein mittelgroßer oder kleiner Weißkohlkopf wird vom Strunk und groben Außenblättern befreit, in Viertel geschnitten, in siedendem Salzwasser 10 Minuten abgewellt, abgekühlt, ausgedrückt und grob gehackt oder geschnitten. Inzwischen hat man so viel Wasser aufgesetzt, wie man Suppe haben will. Etwas Butter, Salz und den Kohl gibt man dazu und läßt alles ein Weilchen kochen. Dann fügt man unter fortgesetztem Rühren eine kleine Tasse gespülten, mittelfeinen Grieß dazu und läßt die Suppe auf gelindem Feuer bei steter Aufmerksamkeit so lange kochen, bis Grieß und Kraut gar sind. Man schmeckt nach Salz ab und gießt die Suppe über ein mit etwas Milch tüchtig verquirltes Ei in die erwärmte Terrine.

Gefüllte rote Rüben als kalte Beilage. Nachdem 4—5 kleine rote Rüben in Salzwasser weich gekocht wurden, läßt man sie in ihrer Brühe auskalten, schneidet sie dann wagerecht in der Mitte durch, höhlt sie etwas aus, schält sie und formt sie dabei zu flachen, runden Schalen, die in eine Beize von Oel, Essig, Petersilie, Salz und Pfeffer gelegt werden. Nun werden je eine feste Salz- und Pfeffergurke geschält, in dünne Scheiben geschnitten, etwas ausgedrückt und mit Oel und gehackter Petersilie und ein paar Tropfen Maggiwürze zu einem Salat angemacht. Diesen läßt man einige Zeit ziehen, füllt ihn dann an die roten Rüben und verziert damit gekochtes Rindfleisch, kalten Braten und dergleichen.

Klöße in Gurkentunke. Man wässert ungefähr 7 Unzen gutes Rindsnierenfett, läßt es abtropfen, schabt es fein oder läßt es mit 10—12 Unzen Rindfleisch (nach Belieben auch Hammel- oder Kalbfleisch) durch die Maschine gehen. Dann mischt man beides gut, fügt Salz, Pfeffer, etwa vorhandene gekochte feingehackte Fleischreste, etwas Milch (anstatt eines Eies) etwas feingehackte Petersilie und soviel geriebene geröstete Semmel dazu, daß der Teig zum Klößeformen gut hält, formt runde oder längliche Klöße davon, läßt sie in siedendem Salzwasser garkochen, nimmt sie in die heiße, braune Gurkentunke und läßt sie darin auf heißer Stelle durchziehen.

Weisser Kuchen mit Apfelsinen. Zwei schöne Apfelsinen schält man ganz fein ab, schneidet die Schale in Streifchen und kocht sie in Wasser weich. 10 Unzen gewaschenen, gebrühten Reis kocht man in Wasser halb gar, gießt ihn ab, übergießt ihn mit kaltem Wasser und läßt ihn abtropfen. Aus Weißwein und Zucker kocht man dicklichen Zuckersirup, gibt die gekochten Schalenstreifchen, den Saft von drei Apfelsinen und einer Zitrone dazu und läßt den Reis darin dick quellen und dann erkalten. Ein inzwischen gebackener Mürbeteigboden wird glatt mit dem Weinreis gefüllt und dieser mit glasierten Apfelsinenstückchen und abgetropften eingemachten Kirschen zierlich belegt.